

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 68. Bromberg, den 8. Mai 1925.

Frau Mirjam und ihre Töchter.

Ein Roman aus geweihten Landen
von Erich Friesen.

Copyright 1924 by Saccardi-Verlag Julius Pickenhahn, Glauchau.

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Gerhilde hat den „gräßlichen Menschen" schon fast vergessen, und auch in Irmgards Erinnerung schwebt seine Existenz nur noch wie ein wüster Traum.

Nur Frau Mirjam ist immer auf der Hut. Niemals mehr öffnet sie die Haustür, bevor sie sich nicht durchs Fenster überzeugte, wer geklopft hat. Und auf der Straße spähen ihre Blicke stets nach allen Seiten, ob der Verhaßte nicht irgendwo im Hinterhalt lauert.

So vergeht eine Woche nach der anderen .... und ein Monat nach dem andern ... Und nichts ändert sich in dem einförmigen Leben der drei einsamen Bewohnerinnen des kleinen Hauses in der Via dolorosa.

Da trifft eines Tages ein Brief für Frau Mirjam ein.

Irmgard und Gerhilde beobachten die Mutter angstvoll. Seit dem Tode des Vaters sind Briefe für die Mutter eine Seltenheit. Nur einmal hatte sie einen solchen erhalten — wahrscheinlich einen „Geschäftsbrief"; denn am Morgen darnach erklärte sie ihren Töchtern, wieder für einen Tag verreisen zu müssen.

Ob nun der heutige unscheinbare Brief auch wieder ein „Geschäftsbrief" ist?

Frau Mirjam gibt ihren Töchtern genügend Zeit, darüber nachzugrübeln; denn sowie sie den Brief in den Händen hält, eilt sie sofort in ihr Schlafzimmer, um ihn erst dort zu öffnen.

Verwundert blicken die Schwestern einander an.

„Kannst du dir denken, weshalb Mütterchen den Brief nicht gleich aufmachte, Irmgard?"

„Nein, Hilde."

„Hast du eine Ahnung, von wem er ist?"

„Nein, Hilde."

Gerhilde springt auf und hält sich in komischer Verzweiflung die Ohren zu.

„Nein, Hilde!" ahmt sie schmollend nach. „Kannst du nicht noch einsilbiger sein? Anstatt Vermutungen auszusprechen — nichts weiter als „Nein, Hilde"!"

Leises Lächeln umspielt Irmgards Lippen.

„Ich habe aber keine Vermutungen, Hilde!"

„So —? Nicht? ... Aber ich!"

„Nun?"

„Wenn nun zum Beispiel der Brief von jenem Ungeheuer mit der vorgeschobenen Unterlippe wäre? Von Abdallah oder wie der Mensch sonst heißt?"

Irmgard erschrickt ersichtlich.

„Na —?" triumphiert Gerhilde. „Habe ich Vermutungen?"

Irmgard schweigt; aber ihre Brauen ziehen sich zusammen, und ihre Augen blicken nachdenklich vor sich hin.

„Höre mal!" beginnt Gerhilde aufs neue. „Du und die Mutter, ihr seid mir überhaupt zu geheimnisvoll. Wenn ich nicht genau wüßte, daß du über das Leben unseres verstorbenen Vaters ebenso im Dunklen tappst, wie ich — fast möchte ich glauben —"

„Was, Hilde?" fällt Irmgard mit mühsam unterdrückter Erregung ein.

„Daß du etwas weißt."

„Nein, ich weiß nichts. Aber —"

„Aber —?"

„— aber selbstverständlich drängen sich einem Vermutungen auf."

„Aha! — Also doch Vermutungen! ... Und die wären —?"

Unmutig wendet Irmgard sich ab.

„Die Sache ist viel zu ernst, als daß man so leichthin darüber spricht, Hilde!"

Auch Gerhildes übermütiges Sonnengesichtchen wird plötzlich ernster.

„Du solltest doch wissen, daß ich nicht so herzlos bin, wie ich manchmal tue, Irmgard," sagt sie mit tiefer Empfindung. „Du weißt, ich liebe Mütterchen über alles — das heißt, zuerst kommt Heinz — — und der Gedanke quält mich, weshalb die Gegenwart jenes „gräßlichen Menschen" die Mutter aufregt!"

Er kennt vielleicht die Ursache des Unglücks der Eltern, Hilde."

„Nun? Und was weiter? Ins Unglück geraten ist doch kein — Verbrechen!"

Irmgards klare, graue Augen richten sich fest auf die Schwester.

„Hilde! Ist dir noch nie in den Sinn gekommen, daß vielleicht jener Abdallah etwas aus dem Leben der Eltern weiß, was nicht bekannt werden darf?"

„Wie meinst du das?" fährt Gerhilde indigniert auf, während die Röte der Entrüstung in ihre Wangen steigt. „Die Mutter kann niemals etwas Unrechtes begangen haben! Hörst du — niemals!"

„Die Mutter nicht. Aber —"

„— der Vater, meinst du? ... Er ist — tot!"

„Ja, Hilde. Aber wenn Abdallah aus dem Leben des Vaters etwas weiß, das —"

Ungeduldig zuckt Gerhilde mit den Schultern.

„Drücke dich doch deutlicher aus! Was könnte der — Mensch über den Vater wissen?"

„Vielleicht hat der Vater in seinem Geschäft etwas Unrechtes begangen, Hilde! Ein Bankier, dem so viel Geld durch die Finger läuft — —"

„Du meinst: vielleicht hat der Vater gestohlen!" fällt Gerhilde heftig ein. „Dann wäre er ja im Zuchthaus und — —"

Sie bricht plötzlich ab. Wie ein Blitz durchzuckt sie ein Gedanke.

Ein langer Blick trifft die Schwester: angstvoll fragend, durchdringend — ein Blick, den Irmgard ebenso stumm und doch so beredt beantwortet.

„Du hast recht," sagte Gerhilde endlich leise. „Das erklärt alles: die lange Abwesenheit des Vaters von Hause; die Unlust der Mutter, von ihm und unserem früheren Heim in Jaffa zu sprechen; die Angst vor dem „gräßlichen Menschen", der von dem — Vergehen des Vaters weiß ... sogar die rätselhaften Worte der Mutter, als sie von meiner Verlobung hörte: „Du kannst nie Heinzens Weib werden! Nie! ... Armes, liebes Mütterchen! Was muß sie gelitten haben durch die Schuld des Vaters!"

„Trotzdem, Hilde, sie liebte den Vater," erwidert Irmgard ernst. „Er kann nicht gar so schlecht gewesen sein!"

„Gewiß nicht! Auch er ist zu bedauern ... Und jetzt ist er tot! Tot! Wer weiß, wo er gestorben ist! Niemand von

keiner Familie war bei ihm! Niemand hat ihn gepflegt — armer, armer Vater!"

So sehr sind die beiden Mädchen in ihren Schmerz um den toten Vater und das Unglück der Mutter vertieft, daß sie Frau Mirjams Eintreten gar nicht bemerken.

„Hilde! Irmgard! In Tränen? Beide? . . . Was ist los?"

„Der Vater —" schluchzt Gerhilde — „der gute Vater —"

„Was — was ist's mit dem Vater?" drängt Frau Mirjam in auffallender Erregtheit.

„Er ist in der Einsamkeit gestorben — ganz verlassen. Das tut mir so leid!" erwidert Gerhilde, noch immer schluchzend.

Tiefe Blässe überhaucht Frau Mirjams Wangen. Ihr Blick haftet für einige Sekunden am Boden. Und plötzlich stößt sie hastig und scheinbar ganz unvermittelt heraus:

„Ich habe euch eine freudige Mitteilung zu machen, Kinder!"

„Eine freudige Mitteilung?" wiederholte Irmgard zweifelnd.

„Ja. Und sogar eine sehr freudige."

„Was, Mutter? Was?" rufen Irmgard und Gerhilde wie aus einem Munde.

„Wir werden demnächst Jerusalem — verlassen!"

Die Überraschung ist so groß, daß keines der beiden Mädchen sogleich Worte findet.

„Jerusalem — verlassen? . . . Und das nennst du eine freudige Mitteilung?" fragte Irmgard nach einer Weile enttäuscht.

Gerhilde jedoch, die von allem Neuen stets mächtig gepackt wird, trocknet sich hastig die Tränen und ruft voll lebhaftem Interesse:

„Fort von hier? Wie ist das nur möglich? Wohin gehen wir denn?"

„Nach Jericho."

„Nach — Jericho?" wiederholt Gerhilde gedehnt. Und Irmgard fügt verwundert hinzu:

„Wann, Mutter? Wann?"

„Sehr bald!"

„Aber —" wagt Irmgard schüchtern einzuwenden — „aber, Mutter — wir haben hier unsern sichern Verdienst! Womit sollen wir in Jericho unser Brot —"

„Laß das meine Sorge sein, mein Kind!" erwidert Frau Mirjam rasch, und es erscheint Irmgard, als wechsele die Mutter die Farbe bei dieser einfachen Versicherung. „Glaubt mir — es ist in jeder Beziehung gut, wenn wir Jerusalem verlassen! Nur eines verlange ich von euch: ihr dürft zu niemandem über unsere Abreise sprechen. Und vor allem, teilt keinem Menschen unsern neuen Wohnort mit! Ich habe meine Gründe dafür!"

Obgleich die Schwestern vor Neugierde brennen, so fügen sie sich doch, wie stets, auch diesmal ohne weiteres Fragen dem Willen der Mutter.

„Wird der „gräßliche Mensch", der Beduine, sich ärgern, wenn er das nächste mal kommt, und das Nest ist leer!" lacht Gerhilde, Abdallahs Grimasse nachahmend, um sogleich in bittendem Tone hinzuzufügen: „Aber meinem Heinz darf ich doch die Neuigkeit mitteilen, Mütterchen? Nicht wahr?"

Frau Mirjam nickt zustimmend.

Und im Nu sitzt das muntere Mädchen hinter dem kleinen Tintenfaß, um eine lange Epistel an den Geliebten nach Honolulu loszulassen — an seine nächste Adresse auf seiner Weltreise.

— — — — — — — — — —

Ganz im geheimen trifft Frau Mirjam ihre kleinen Vorbereitungen zu dem geplanten Umzug.

Es gibt dabei nicht viel zu tun. Nur das Notwendigste wird mitgenommen: Kleider, Wäsche und ein paar Kleinigkeiten, die den drei Bewohnerinnen während ihres langen Aufenthalts in diesen öden Räumen ans Herz gewachsen sind.

Im übrigen bewahrt Frau Mirjam auch zu ihren Töchtern tiefstes Stillschweigen über den Grund, der sie gerade das abgelegene Jericho als zukünftigen Aufenthaltsort wählen ließ. Nur einmal, als Irmgards große Augen voll forschender Verwunderung den elastischen Bewegungen der Mutter folgen, wie sie in jugendlicher Frische im Zimmer herumhantiert, dazwischen hie und da einmal pausiert und mit glänzenden Augen um sich schaut, als sehe sie eine Fata Morgana des Glücks vor ihren geistigen Blicken aufsteigen — da preßt die Mutter ihre älteste Tochter an sich und flüstert erregt:

„Nur noch kurze Zeit gedulde dich, mein tapferes Kind! dann wirst du alles erfahren!"

XI.

Der letzte Abend vor der Abreise nach Jericho ist angebrochen.

Ein unwiderstehliches Verlangen treibt Frau Mirjam, noch einmal all die geweihten Stätten aufzusuchen, die ihren langjährigen mühevollen Aufenthalt in Jerusalem mit einem Schimmer stillen Friedens überhauchten.

In tiefer Andacht nimmt sie Abschied von dem ehrwürdigen Gemäuer des Gartens Gethsemane, wo jäh erwachender kühler Wind an den finsteren, in die Abenddämmerung hineinstechenden Zypressen und den uralten zerborstenen Olivenbäumen rüttelt . . . nimmt sie Abschied vom Ölberg, von dessen erhabenen Höhen man einen Ausblick hat auf das ganze wirre Häusermeer Jerusalems . . . nimmt sie Abschied von der altersgrauen Grabeskirche, wo sie in stummer Ehrfurcht die schmale Treppe hinaufklimmt nach der marmorgetäfelten Golgatha-Kapelle und tiefgebückt hineinschlüpft in die niedrige Grabkapelle . . .

Lange, lange verweilt sie in den hohen Wölbungen.

Leises Gemurmel der Betenden aus den verschiedensten Kapellen, gedämpfter Gesang und Orgelklang zittern zu ihr herüber, wie Stimmen aus einer anderen Welt, ihr Herz mit andächtigen Schauern erfüllend. Bis bei einbrechender Dunkelheit die Kathedrale durch die Schlüsselbewahrer des heiligen Grabes geschlossen wird.

In gehobener Stimmung tritt Frau Mirjam den Rückweg nach der Via dolorosa an. Ihre Gedanken fliegen voraus nach Jericho, nach ihrem neuen Heim — —

Da erregt ein seltsames Paar ihre Aufmerksamkeit: eine alte, in ein dunkles Umschlagetuch gehüllte Jüdin und ein stämmiger Bursche, aus dessen fahlem Leidensgesicht ein Paar stierer Augen mit seltsam leerem Ausdruck ins Weite glotzen.

Das Gesicht des Burschen kommt ihr bekannt vor. Genauer blickt sie hin.

Und plötzlich fällt ihr ein, wo sie den jungen Menschen mit dem roten Kraushaar und der scharf ausgeprägten jüdischen Physiognomie schon gesehen hat. Vor vielen Jahren — in dem Bankgeschäft ihres Mannes.

„Guten Abend, Isaak!" sagt sie freundlich, ihm die Hand entgegenstreckend.

Doch der Bursche scheint nichts zu hören. Blöde vor sich hinstarrend, setzt er seinen Weg fort.

„Der arme Junge ist ein bißchen hier —" erwidert die alte Jüdin an seiner Statt, mit einer bezeichnenden Geste nach der Stirn. „Ich bin die Mutter Rebekka. Kennen Sie meinen Sohn, Madame?"

„Ich glaube. Er ist doch der Isaak Scholem, der vor Jahren Laufbursche in einem Bankgeschäft in Jaffa war? Nicht wahr?"

Die Alte horcht auf.

„Ganz recht, Madame."

„Aber damals war er gesund und frisch, soviel ich weiß!"

„Ja, damals!" seufzt die Alte. „Damals hatte er noch seine fünf Sinne beisammen."

„Und jetzt?"

„Jetzt ist er blöde. Hat er keine Gedanken mehr. Er wär' ein „Idiot" — sagen die Ärzte. Jeden Tag gehe ich mit ihm nach der Klagemauer, um zu Jehovah zu beten, daß er den armen Jungen wieder gesund macht. Ha, wenn ich noch an den Abend denke, als man mir den Isaak blutüberströmt und besinnungslos ins Haus brachte — oh!"

Und wütend schüttelt sie die Faust.

Frau Mirjam weicht entsetzt zurück. Wie eine Allegorie des Hasses und der Verzweiflung erscheint ihr das Weib mit seinen wutverzerrten Zügen und den unheimlich lodernden Augen.

Sie versucht zu beruhigen, zu trösten — vergebens

„Jehova strafe den Schuldigen!" kreischt das Weib immer wieder aufs neue. „Ihn und seine ganze Sippe!"

Ein Grauen packt Frau Mirjam vor der wütenden Alten und ihrem blöde daherglotzenden Sohn. Unwillkürlich weicht sie etwas zurück.

„Wollen Sie wissen, was für ein Verbrechen man an meinem Isaak begangen hat?"

Frau Mirjam nickt schweigend. Tiefes Mitleid erfaßt sie. Ist nicht auch dieses Weib unglücklich? Vielleicht noch unglücklicher, als sie selbst?

„Vor ungefähr zwölf Jahren war's," beginnt die Alte hastig, „da wurde mein armer Junge Zeuge eines Mordes. Als er schreien wollte, schlug ihn der Mörder auf den Kopf. Er wollte ihn unschädlich machen, weil er der einzige Zeuge jener verruchten Tat war. Sein Leben blieb erhalten. Nur blödsinnig wurde er durch den furchtbaren Schlag auf den Kopf. Jehova strafe den Verruchten dafür bei Anbruch des Weltgerichts!"

Frau Mirjam ist totenbleich geworden. Nur mit Aufbietung aller Kräfte bewahrt sie ihre äußere Gelassenheit.

„Beruhigen Sie sich doch, Mutter Rebekka! Es wird schon wieder besser werden. Ganz gewiß!"

„Das sagt der Doktor auch — der gute deutsche Doktor, der meinen Jungen seit einiger Zeit behandelte, aber der ist jetzt fort... weit weg auf einer großen Reise... Und der gnädige Herr Abdallah aus Jaffa, der uns öfters besucht und mir immer einen feinen Kassenschein mitbringt für Isaakchen — weil der Junge doch in seinem Geschäft verunglückte — der gnädige Herr Abdallah meint, das, was der deutsche Doktor sagt, wäre Blödsinn. Idiot bliebe Idiot!"

Und helle Tränen laufen der Alten die runzeligen Backen herunter.

Frau Mirjam ist ganz still geworden. Mit einer Art scheuen Entsetzens blickt sie auf die arme Jüdin und dann auf den Burschen, der die fremde Dame blöde anstarrt und unzusammenhängende Worte stammelt.

„Leben Sie wohl, Mutter Rebekka," sagt sie leise, der Alten die Hand reichend. „Und trauen Sie lieber dem deutschen Doktor, als dem anderen! Ein jeder hat sein Päckchen zu tragen auf seinem Lebenswege. Auch ich! Das glauben Sie mir! Leben Sie wohl!"

Noch einen mitleidsvollen Blick wirft sie auf den bleichen Burschen — dann geht sie still von dannen.

Das Gleichgewicht ihrer Seele ist getrübt.

(Fortsetzung folgt.)

Das graue Haus.

Von Liesbet Dill.

(Nachdruck verboten.)

Der Zug brauste durch das Land, und die beiden jungen Mädchen, die am Fenster standen, nahmen Abschied von der Heimat, der Stadt und dem Rhein. Sie waren ausgelassen und vergnügt über diese dreiwöchige Reise . . .

In dem D-Zug saß noch eine ältere Dame am anderen Fenster, die in einem Buche las. Sie hatte die beiden Mädchen beobachtet. Nun ließ sie das Buch sinken und meinte: „Fahren die jungen Damen wirklich allein nach Amsterdam?"

Die beiden wandten sich um. Man hörte an dem fremden Akzent der Dame die Ausländerin heraus.

„Sind Sie Holländerin?"

„Ja, ich bin aus Amsterdam . . . Ich wohne dort und bin dort bekannt. Und ich halte es, offen gestanden," die Dame lächelte, „für etwas — gewagt, so junge und so — hübsche Damen allein reisen zu lassen."

„Wir haben Empfehlungen mit," sagten die beiden. „Unsere Eltern haben schon einmal in der Pension gewohnt, wohin wir empfohlen sind . . . es ist ein christliches Hospiz . . . „Te huis" . . . Kennen Sie das vielleicht?"

„Das Haus ist mir nicht bekannt," sagte die Fremde. „Aber es mag sein, daß es gut ist . . . Was wollen die jungen Damen denn in Amsterdam anfangen?"

O, sie hatten viel vor. Die Stadt, die alten Bauten, die Museen, der Hafen, die wundervollen Galerien, dann wollten sie nach Harlem, nach Rotterdam, auch an die See ein paar Tage gehen . . . Sie freuten sich auf diese erste große Reise . . .

„Ich sehe aus allem," lächelte die Dame, „daß Sie noch sehr jung sind."

Sie nahm ein Körbchen aus dem Netz, das sie öffnete und dem sie ein Frühstück entnahm. Sie bot den jungen Damen an, es mit ihr zu teilen. Sie rückten zusammen, und bald waren sie im eifrigsten Geplauder. Die Dame war elegant, ihre Koffer trugen eine Menge bunter Hotelplakate aus Italien, Schweden, England und Deutschland. Sie war Witwe und reiste viel. Sie wußte fesselnd zu erzählen. „Wenn wir ankommen, heute um vier, müssen Sie erst mit mir in meine Wohnung fahren und den Tee bei mir nehmen", sagte sie. „Ich habe einen Wagen an der Bahn und wir fahren erst durch die Stadt, damit Sie gleich etwas zu sehen bekommen."

Draußen hatte sich inzwischen die Landschaft geändert, der Zug durchflog grünes Flachland, Wiesen, von schmalen Wasserstraßen durchzogen, fruchtbare Ebenen, auf denen Kühe weideten, Windmühlen tauchten auf und Torffelder. Dann begannen die blühenden Tulpenfelder mit den breiten bunten Strichen leuchtender Tulpen . . . man näherte sich Amsterdam. —

Die Fremde hatte sofort einen Wagen herangewinkt, man stieg ein und sie fuhren durch die Stadt, über der ein grauer Himmel hing. Eine weiche, regnerisch feuchte Luft hing über diesen grauen Häusern, die sich alle ähnlich sahen. Die Dame nannte ihnen die Namen der belebten Grachten, an denen sie vorüberfuhren: die Singergracht, die Prinzengracht, die Herrengracht. Quer durch die Grachten zog sich die Amstel. Unzählige Nebengrachten schlossen sich diesen Hauptgrachten an. Sie kamen fortwährend über eine andere Brücke.

Da hielt der Wagen, und sie waren da. Die Dame stieg aus und läutete an der Türe, die sich lautlos von innen öffnete, ohne daß jemand erschien.

Die beiden Mädchen folgten mit ihrem Handgepäck.

Sie folgten der Dame, die vor ihnen eine teppichbelegte Treppe hinaufstieg. Sie öffnete die Tür zu einem Salon, machte Licht und sagte: „So, nun machen Sie sich's bequem, legen Sie ab, ich werde den Tee bestellen." Und sie ging.

Die beiden sahen sich in dem großen, elegant eingerichteten Raum um . .

„Ich weiß nicht," sagte Anne, „hier gefällt es mir nicht."

„Mir auch nicht," sagte Lotte und sah nach der Tür.

„Wo die Dame nur mit dem Tee bleibt?" fing Anne nach einer Pause wieder an, „das kann doch unmöglich so lange dauern . . ."

Lotte begann das Herz zu klopfen.

„Hast du eigentlich eine Ahnung, wo wir sind?" fragte Lotte beklommen von der lautlosen, unheimlich wirkenden Stille um sie.

„Nein, keinen Schimmer, ich weiß nur, daß wir durch Straßen fuhren, die genau so aussahen wie diese."

„Und jedes Haus wie dieses," sagte Lotte.

„Die kommt nicht mehr, Anne . . ."

„Dann gehen wir einfach." Und entschlossen ging Anne auf die Tür zu . . . und drückte die Klinke nieder. Aber — die Tür ging nicht auf. Sie war abgeschlossen.

Die beiden starrten sich an, alle Farbe war aus ihren Gesichtern gewichen. Sie eilten an die zweite Tür, die mit schweren, gelben Plüschvorhängen verhängt war. Aber auch diese war von außen abgeschlossen . . . — „Wir sind gefangen . . ."

Die Fragen stürzten ihnen von den Lippen, verworrene Bilder von Gefahren, in die sie sich begeben hatten, taumelten ihnen durch den Kopf.

Da erinnerte sich Anne des Fensters, das auf das Gartenhausdach führte. Mit einem Satz war sie dort und schwang sich auf das Fensterbrett . . . „Komm . . . ich springe hinunter . . . ich kann turnen . . . Und du kommst nach . . ."

Aber Lotte schaute in die dunkle Tiefe. „Unmöglich," sagte sie und bog sich zurück, „ich werde schwindlig, ich kann nicht . ."

„Dann gehe ich und laufe, die Polizei holen und bringe sie her . . . Ich wag's." Damit schwang sie sich aus dem Fenster und verschwand in der Tiefe . . .

Anne war auf dem Dach angelangt, turnte an dem bleiernen Wasserleiter herunter in den Vorgarten, das Eisengitter hielt ihren Rock fest, aber sie riß sich los und erreichte mit einem Sprung die Straße. Einsame, stille Straßen taten sich auf, in denen kein Mensch zu sehen war . . . Überall schauten ihr dieselben vergitterten Fenster, dieselben verschlossenen Haustüren, dieselben Treppen und dieselben Fassaden entgegen.

Endlich sah sie Wasser blinken, sie war an einer der vielen Grachten, an denen sie vorhin vorübergekommen waren, sie glaubte eine bekannte Kirche aus dem Nebel auftauchen zu sehen. Aber als sie hinkam, war es eine fremde, neue Backsteinkirche . . . Sie lief zurück und verirrte sich in den engen Gassen der Innenstadt . . . Sie kam an einem Matrosencafé vorbei, in dem im Chor Lieder gesungen wurden. Endlich landete sie auf einem freien Platz, an dem eben die Geschäfte geschlossen wurden. An der Ecke stand ein dicker Schutzmann. Sie fühlte mit Verzweiflung, daß er sie nicht verstand, aber er folgte ihr zur Wache. Der Polizeioffizier verstand erst auch nicht . . . wo lag denn das Haus? Das wußte sie nicht? Sie war hier fremd. Wer war denn die Dame, mit der sie gegangen waren? Das wußte sie auch nicht? Weder Hausnummer noch den Namen der Dame? Er sah sie erstaunt an, merkwürdig . . . Aber er schickte ihr einen Polizisten mit. Sie nahmen einen Wagen und fuhren an den Grachten entlang, und überall, wo eine stille Straße einbog, ließen sie halten und stiegen aus und suchten die Hausfronten ab.

Sie fuhren von Straße zu Straße, von Viertel zu Viertel, von Haus zu Haus . . . Schließlich verlor der Polizist die Geduld . . . Es war spät, er mußte zum Dienst.

„Aber wo bleibe ich die Nacht?"

Er übergab sie einem Kollegen, der sie nach dem „Seemannshuis" brachte. Man wies ihr eine Mansarde an, die nach den Grachten hinausging. Und sie warf sich todmüde auf das einfache, harte Bett . . . Aber ohne einschlafen zu können . . . Die arme, arme Lotte . . . hämmerte ihr Herz . . . Was ist mit ihr geschehen? Wo ist sie jetzt? . . .

Am anderen Morgen regnete es, die Straßen spiegelten, und der Regen fiel in die Grachten . . . während sie neben dem Polizisten die Stadtviertel ablief.

Sie durchstreiften die verdächtigen Viertel, das Hafenviertel, wo die Matrosenkneipen lagen, aber es gab hundert graue Häuser mit Vorgärten und Veranden. Man konnte doch nicht jedes Haus absuchen. Der Kutscher wurde gesucht, der die Damen gefahren hatte. Aber sie erinnerte sich nicht ein-

mal, was für ein Wagen und was für Pferde sie gehabt . . . Eine Droschke am Bahnhof? Die Kutscher erinnerten sich nicht, drei Damen abgeholt zu haben . . . „Vielleicht war der Wagen ein Privatgespann“, meinte der Polizeioffizier. „Wahrscheinlich sogar . . .“ — —

Wer schaut hinter die mächtigen Kulissen einer Hafenstadt mit ihrem Spinnwebnetz von Straßen, Grachten und Bahnlinien, auf denen täglich neue Züge einlaufen und neue Fremde bringen?

Und was bedeutete in dieser täglich einströmenden Menschenschar ein einziger Mensch?

Es gibt so viele Häuser, die eine geheime Verbindung mit den Schiffen haben, verborgene Ausgänge nach den Grachten. Bei Nebel, des Nachts, öffnet sich irgendeine kleine Hintertür, vor dem Haus hält ein geschlossener Wagen, der Wagen fährt zum Hafen, dort wartet ein Schiff, schweigend, mit abgeblendeten Lichtern . . . Und wie diese Schiffe des Nachts im Nebel hinausglitten ins Meer . . . „ so spurlos wird auch das junge Menschenleben verschwinden, lautlos und spurlos, und wahrscheinlich für immer . . .

Der automatische Fernsprecher.

Seine Entstehung und Verwendung.

(Nachdruck verboten.)

Es ist keine neue, es ist auch keine ganz moderne Erfindung, wie vielfach angenommen wird, man kennt ihn vielmehr schon seit 35 Jahren und benutzt ihn auch schon so lange. Auch in Deutschland, jawohl! Erfunden wurde das automatische Telephon in Amerika, wo man sofort nach Inbetriebnahme des ersten Fernsprechers Versuche anstellte, mit Hilfe selbsttätiger Vermittlungsvorrichtungen verschiedene Leitungen untereinander zu verbinden. Die ersten Versuche datieren aus dem Jahre 1887, und bereits zwei Jahre später meldete der Ingenieur Strowger die neue Erfindung als Patent an. Die Amerikaner erkannten sofort die Wichtigkeit dieser Einrichtung, die Menschenkräfte und Zeit erspart, und schon am 3. November 1892 wurde in La Porte (im Staate Indiana) das erste automatische Fernsprechamt der Welt in Betrieb genommen.

Lange ließ Deutschland nicht auf sich warten. Der Telegrapheningenieur Feyerabend, heute Ministerialdirektor im Reichspostministerium, war es, der die Erfindung herüberbrachte und im Jahre 1899 in Berlin das erste deutsche selbsttätige Telephonamt einrichtete, das damals 400 Anschlüsse hatte. Sonderbarerweise gab man die Sache später wieder auf, und es dauerte zwei Jahrzehnte, bis man darauf zurückkam. Leipzig und Halle waren die ersten Städte, in denen man sämtliche Teilnehmer automatisch zusammenschloß. Berlin kann erst in einigen Jahren folgen, da das Netz von vielen hunderttausend Anschlüssen nicht ohne riesige Kosten und großen Zeitaufwand umgebaut werden kann.

Daß jedoch in zwei Jahrzehnten kaum mehr eine deutsche Stadt ohne automatisches Amt sein wird, darf mit Recht angenommen werden. Heute weiß man die Vorteile erst so recht zu würdigen. Der Anschluß erfolgt schneller, es kommen keine falschen Verbindungen mehr vor, man spart Arbeitskräfte und Zeit. Die Vorteile sind so bedeutend, daß selbst große Fabriken und kleine Geschäfte sich innerhalb ihres Betriebes ein automatisches Netz anlegen lassen.

U. E.

Gestohlen bei . . .

Dieser Tage wurde berichtet, daß die zwischen Köln und Bonn verkehrende Rheinuferbahn ihre Glühbirnen gegen Diebstahl durch einen Aufdruck „Gestohlen bei der Rheinuferbahn“ zu schützen sucht. Auch auf diesen originellen Akt des Selbstschutzes paßt das Wort des weisen Rabbi. Es ist sogar schon einmal in großem Umfange angewandt worden, und zwar in den achtziger Jahren in Berlin. Zu jener Zeit war eines der beliebtesten und volkstümlichsten Sommerlokale Kellers Hofjäger in der Hasenheide. An schönen Sommertagen war dieser große Konzertgarten das Ziel von vielen Tausenden, auch wurden da an jedem Donnerstag vom Juli ab die großen Ernte- und Kinderfeste abgehalten. Das Beliebtste für die Frauenwelt war aber das Kaffeekochen, denn schon am Eingang stand geschrieben:

„Der alte Brauch wird nicht gebrochen,
Hier können Familien Kaffee kochen.“

Der gemahlene Kaffee und der Kuchen wurden mitgebracht, gegen eine mäßige Gebühr konnte der Kaffee an Ort und Stelle gebrüht werden. Auch die Teller, Tassen, Löffel und die riesige Kaffeekanne stellte die Direktion leihweise zur Verfügung. Hatte sich abends der Schwarm der Gäste verlaufen, so hatte die Leitung des Etablissements wiederholt eine merkwürdige Entdeckung machen müssen. Bei der „Inventur“ zeigte sich eine „passive Bilanz“ bedenklichster Art; besonders die Tassen und Löffel litten an auffallendem Schwund. Es hatten sich garzuviele ein „Andenken“ an den schönen Sonntag mitgenommen. Um dieser Enteignungs-Epidemie einen Riegel vorzuschieben, kam die Direktion auf den gleichen kühnen Gedanken, wie jetzt die obengenannte Bahnverwaltung. Als die Besucher eines Sonntags sich rund um den Kaffeetisch setzten und die gelieferten Löffel besahen, fanden sie den ominösen Satz eingraviert:

„Gestohlen bei Kellers Hofjäger.“

Es gab natürlich Gäste, die über diese Inschrift erhaben waren und — doch ein „Souvenir“ mitnahmen. Aber seine Wirkung war doch nicht verfehlt. Das Wort „Gestohlen bei Kellers Hofjäger“ blieb lange Zeit Schlagwort in Berlin und machte das an und für sich populäre Lokal noch volkstümlicher. Später halfen sich die Gastwirte damit, daß sie sich für die Geschirrteile ein Pfand geben ließen, das so hoch war, daß ihnen die Tassen und Löffel — gestohlen werden konnten.

Artur Iger.

▫▫ Bunte Chronik ▫▫



* **Tatjana Tolstoi über ihre Eltern.** Vor einem großen Auditorium hielt vor kurzem die Tochter Tolstois, Tatjana Tolstoi, einen Vortrag über die Ehe ihrer Eltern und das tragische Ende ihres großen Vaters. In diesem Vortrage stellt Tatjana Tolstoi vor allem die Ehre ihrer Mutter, Sophie Andrejewna, wieder her, der man die Schuld an dem Zerwürfnis mit ihrem Gatten und dem daraus erfolgten Tode desselben zuschrieb. — Tatjana Tolstoi schilderte das glanzvolle Leben ihrer Jugend, auf Jaßnaja Poljana, sie sprach von der Liebe ihrer Eltern, deren Ehe aus Liebe geschlossen worden war, und von dem jähen Zusammenbruch des glücklichen Familienlebens. Die Ursache dieses Zusammenbruches war die geänderte Lebensanschauung Tolstois, der Askese predigte und viele Anhänger seiner Lehre fand, während sich seine Familie der neuen Lehre nicht fügen konnte und wollte. Da seine Gattin den kühnen Ideen seines asketischen Ideals der körperlichen und seelischen Reinheit und der Abkehr vom Besitz nicht folgen konnte, trat eine Entfremdung zwischen den Gatten ein, die durch fortgesetzte Mißverständnisse endlich zur Flucht Tolstois führte, während welcher er starb. Das Ehedrama Tolstois wurde entrollt, und mancher Schatten, der bisher über dem Leben auf Jaßnaja Poljana geschwebt, wich vor den klaren und nichts beschönigenden Worten der ernsten Tochter des Dichters.

*

* **Wahrsagen verboten.** Mit einer Verordnung, der man die grundsätzliche Berechtigung nicht absprechen kann, ist der Landeshauptmann des Burgenlandes vorangegangen. Er hat jede Form des Wahrsagens und der Zukunftsdeutung verboten. Jede Zuwiderhandlung wird mit einer Strafe bis zu 120 Schilling oder mit Haft bis zu 14 Tagen bestraft. In Deutschland ist bekanntlich das Wahrsagen nur als eine Form des Betruges strafbar. Ob das Verbot viel helfen wird?



▫▫ Lustige Rundschau ▫▫



* **Kathederblüte.** „An eine Lösung des Verjüngungsproblems ist solange nicht zu denken, als die Bekämpfung der Greisenhaftigkeit selber noch in den Kinderschuhen steckt.“

*

* **Auf alles vorbereitet.** Das sechsjährige Karlchen findet eine Geldtasche und beeilt sich, sie ihrem Besitzer umgehend wieder zuzustellen. „Du bist ein braves Kerlchen“, sagt der herablassend, „hier hast du auch einen Sechser.“ „Nicht mehr nötig“, erwiderte das Bürschchen, „ich habe mir schon einen Fufziger 'rausgenommen.“

*

* **Das Heiratsinserat.** „Denke dir, Fritzi, auf meine Heiratsannonce haben sich auch drei Schlächter mit gemeldet!“ — „Na, da hast du wohl in einem Wurstblatt annonciert?“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.